

Editorial

Die geografische und kulturelle Polarität, die in dem Titel *Deutsche(s) in Palästina und Israel* anklingt, ist einfach zu umreißen: Ganz offensichtlich geht es um die Präsenz von aus Mitteleuropa stammenden Menschen auf einem schmalen Streifen Land am östlichen Ufer des Mittelmeers, ihre Institutionen, kulturellen Ausprägungen, Erinnerungen und Imaginationen. Welche Vielfältigkeit und Widersprüchlichkeit dieser gesellschaftlichen, materiellen und kulturellen Verpflanzung aus der Mitte Europas in die Levante entsprungen sind, lässt sich indes nicht in kurze Worte fassen.

So gilt es also, die Beweggründe und Kontexte zu analysieren, die verschiedene Gruppen von Deutschen nach Israel brachten und bringen. Freilich begann die Geschichte der deutschen Anwesenheit im Heiligen Land in der Moderne schon vor der Zeit, in welcher der vorliegende Band ansetzt. Es waren die Templer, die im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts als christlich-millennarische Siedler die erste moderne Einwanderergruppe aus Deutschland bildeten.¹ Sie sorgten dafür, dass zur Jahrhundertwende hin die deutsche Präsenz und die Aktivitäten deutscher Christen im Heiligen Land umfassender und tiefgreifender waren als die der anderen Großmächte.

Der Zeitraum, mit dem sich dieser Band befasst, beginnt mit der Einwanderung eines prominenten deutschsprachigen zionistischen Pädagogen, der noch vor dem Ersten Weltkrieg nach Palästina gelangte. Zu dieser Zeit entschieden sich nur wenige ideologisch motivierte deutsche Juden für die Auswanderung nach Palästina. Erst mit dem Machtantritt Hitlers begannen jüdische Einwanderer aus Deutschland, die »Jeckes«, die der nationalsozialistischen Verfolgung zu entgehen versuchten, in größeren Zahlen ins Land zu kommen. Dabei half ihnen unter anderem auch das »Ha'avara-Abkommen«, das im August 1933 zwischen der deutschen Regierung und Repräsentanten des »Jischuw«, der vorstaatlichen jüdischen Gemeinschaft, geschlossen wurde, um Flüchtlingen aus Deutschland zu ermöglichen, wenigstens einen kleinen Teil ihres Besitzes nach Palästina zu retten.² Diese Einwanderer waren Teil der sogenannten fünften »Alija« (Einwanderungswelle), nach 1945 sollten ihnen noch weitere deutschsprachige Holocaustüberlebende folgen.

Die Lebenswelt der Jeckes, die in den dreißiger Jahren in Palästina eintrafen, war von einer Reihe von Gegensätzen geprägt. Zwar waren sie größtenteils ihrem Selbstverständnis nach keine Zionisten, gleichwohl befanden auch sie sich auf der Suche nach einer neuen Heimat. Obgleich sie, relativ gesehen,

1 Alex Carmel, *Die Siedlungen der württembergischen Templer in Palästina (1868-1918)* (= Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg; Reihe B, Forschungen; Bd. 77), Stuttgart 2000.

2 Vgl. Avraham Barkai, *German Interests in the Haavara-Transfer Agreement 1933-1939*, in: *Leo Baeck Institute Yearbook* 35 (1990), 245-266.

spät zum Jischuw stießen, betrachteten sie sich als Elite. Sie wollten das Land mit aufbauen, konnten sich aber nicht mit den damals dominanten sozialistischen Idealen anfreunden und wollten mehrheitlich nicht als Pioniere in landwirtschaftlichen Kollektiven tätig sein. Zumeist bevorzugten sie das kapitalistische und bourgeoise Leben in den neu entstehenden urbanen Zentren Tel Avivs, Haifas und Westjeruselems.

Nach dem Krieg gab es wohl kaum objektive Hindernisse, die einer vollständigen Integration der Jeckes in Palästina/Israel im Wege gestanden hätten. Einige von ihnen waren hochqualifiziert ausgebildet, was ihnen beruflichen Erfolg versprach. In jenen Sparten, in denen sie diese Ausbildung praktisch anwenden konnten, so in der Architektur, der Stadtplanung, der Medizin und im Rechtswesen, waren die Jeckes prägend. Auch in manchen handwerklichen Berufen werden in Israel bis heute deutsche Ausdrücke verwendet, über deren Ursprung sich die Israelis oft gar nicht bewusst sind. Doch ging es den Jeckes nie ausschließlich um Fachwissen und Karriere, sondern immer auch um das Bewahren der Werte ihrer deutschen Bildung, ihres Gedankenguts und ihrer kulturellen Ideale, durch die sie sich von der damals noch primär osteuropäisch geprägten jüdischen Umwelt des Landes abzusetzen suchten.

Sobald man sich etwas weiter in diese Thematik vertieft, stellt man fest, dass es falsch wäre, die Jeckes, die in den dreißiger Jahren nach Palästina kamen, ausschließlich auf einen säkular-liberalen Mittelschichtstatus zu reduzieren. Nimmt man die deutsch-jüdischen Einwanderer jener Periode genauer unter die Lupe, so erweisen sie sich als eine sehr vielfältige Gruppierung, zu der durchaus auch bedeutende Persönlichkeiten des religiösen Lebens zählten, denn es fanden auch deutsche Synagogengemeinden in »Erez Israel« Zuflucht. So kommt man zum Schluss, dass die Jeckes nicht nur eine, sondern eine Vielzahl Strategien der Abgrenzung und Integration innerhalb des Jischuw entwickelten. Auch die Art und Weise, in der sie neue und alte Heimat definierten, war komplex und unterschiedlich.

Zudem waren nicht nur die Jeckes der aus Polen und Russland stammenden politischen Elite des Jischuw gegenüber ambivalent, gemischte Gefühle gab es auf beiden Seiten. Die aus Osteuropa stammende Führung des Jischuw war sich des mangelnden Zionismus und der städtischen Orientierung der Jeckes bewusst und empfand die deutsche Kultur als fremd: In den dreißiger Jahren identifizierte man sie mit den Verfolgern und in der Nachkriegszeit mit der Vernichtung. Die Sehnsucht der Jeckes nach Deutschland und die Bewunderung, die die deutsche Kultur bei ihnen auch nach dem Holocaust genoss, waren kaum nachvollziehbar. Eineinhalb Jahre nach der Staatsgründung, im November 1949, entschied die israelische Zensurbehörde, öffentliche Kulturveranstaltungen in deutscher Sprache zu verbieten. Jahrzehntlang war es verpönt, in der israelischen Öffentlichkeit deutsch zu sprechen. Dennoch gab es im Jischuw und später in Israel eine Vielzahl deutschsprachiger Publikationen. Einerseits fand man es unverständlich, dass Martin Buber

1951 nach Frankfurt reiste, um den Goethe-Preis entgegenzunehmen,³ andererseits hatte der Schocken Verlag noch mitten im Krieg, im Jahre 1943, eine hebräische Übersetzung des *Faust* vorgelegt.⁴ Weitere hebräische Übersetzungen deutschsprachiger Werke aller Genres folgten und beeinflussen die moderne israelische Literatur bis heute.

Auch die politischen Beziehungen zwischen Deutschland und Israel waren aus offensichtlichen Gründen stark von Ambivalenz geprägt. Zu Beginn der 1950er Jahre war in israelischen Pässen vermerkt, dass sie zur Einreise nach Deutschland ungültig seien. Zeitgleich erfolgte vonseiten des damaligen Ministerpräsidenten David Ben-Gurion eine Reihe politischer Overtüren gegenüber der Bundesrepublik, die im umstrittenen Wiedergutmachungsabkommen von 1952 mündeten, das unter anderem die Belieferung Israels über zwölf Jahre mit wichtigen Rohstoffen und Industrieprodukten durch die Bundesrepublik regelte. Eigentlich stand zu erwarten, dass damit auch die diplomatischen Beziehungen zwischen Israel und der Bundesrepublik ihren Anfang nehmen würden. Zunächst sah es auch ganz danach aus, denn beide Seiten verfolgten dabei eigene Interessen. Außerdem sprach Ben-Gurion bereits Ende der 1950er Jahre von einem »anderen Deutschland«.⁵ Kurze Zeit später, im April 1961, begann in Jerusalem der Eichmann-Prozess, zu dieser Zeit noch ohne permanente bundesdeutsche Vertretung vor Ort, denn entgegen allen Erwartungen dauerte es bis 1965, bis der erste deutsche Botschafter in Israel eintraf.

Dem sind viele andere deutsche Besucher gefolgt, die zumeist nur kurzfristig in Israel weilen: Pilger, Sportler, Touristen, Zivildienstleistende, Kibbuzvolontäre und Schüler, die im Rahmen von Jugendaustauschabkommen nach Israel kommen. Auch sie vermitteln ihrem israelischen Umfeld oft einen bleibenden Eindruck von Deutschland und bringen ebenso langfristige Impressionen zurück nach Hause. Deutsche Medien veröffentlichen Bilder von Israel, die israelische Presse verbreitet Eindrücke von Deutschland, die teils auf der Vergangenheit, teils auf der Politik der Gegenwart beruhen. Wie entstehen und entwickeln sich solche Bilder, welche die Beziehungen der beiden Gesellschaften – im Unterschied zu den Staaten – formen, und so wiederum auf die Politik einwirken? Und wie gelangen sie in die Köpfe von Deutschen und Israelis?

Analysen ideeller Präsenzen dieser Art dürfen in einer umfassenden Darstellung von Deutschen und Deutschem in Israel und Palästina nicht fehlen. Deshalb wird in diesem Band anhand von Meinungsumfragen das heutige Deutschlandbild der Israelis untersucht und mit dem Israelbild der Deut-

3 Neima Barzel, *The Attitude of Jews of German Origin in Israel to Germany and Germans after the Holocaust, 1945-1952*, in: *Leo Baeck Institute Year Book* 39 (1994), 271-301, hier 290 ff.

4 Ebd., 286 f.

5 Yechiam Weitz, *Ben-Gurions Weg zum »Anderen Deutschland« 1952-1963*, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 48/2 (2000), 255-279.

schen verglichen. Damit wird das reichhaltige Bild abgerundet, das hier von der deutschen Präsenz im Alltag, in der Kultur und in der Politik Israels gezeichnet werden soll.

Die Zusammenstellung der Beiträge ist keinesfalls als Versuch einer erschöpfenden Darstellung, sondern vielmehr als Plädoyer gegen reduktive Analysen der Präsenz von Deutschen und Deutschem im Jischuw und im Staate Israel zu verstehen. Zudem sollen die Befunde verdeutlichen, dass noch reichlich Potenzial für neue Forschung besteht und dass diese sehr wohl innovative Einblicke in ein nur scheinbar wohlbekanntes Terrain eröffnen kann.

I. Vom Alltag der Einwanderer: Eingliederung, Erneuerung, Erinnerung

Ofer Ashkenazis Studie zu Arthur Biram befasst sich mit einem frühen deutschen Zionisten, dessen pädagogische Prinzipien einen bedeutenden Einfluss auf das Erziehungssystem des Jischuw ausübten. Biram stammte aus Bischofswerda in Sachsen, studierte Arabisch und Islam in Leipzig und wurde an der Berliner Hochschule für die Wissenschaft des Judentums zum Rabbiner ernannt, bevor er 1913 nach Palästina kam. Da für ihn der Sport ein wesentlicher Bestandteil einer humanistischen Erziehung war, entwickelte er am hochangesehenen Reali-Gymnasium in Haifa, dem er vorstand, einen umfangreichen Lehrplan, der Athletik und Wandern beinhaltete. Er schrieb diesen Aktivitäten nicht nur eine individuelle Bedeutung für die Entwicklung junger Menschen zu, sondern maß ihnen auch einen großen Wert für die Ausbildung nationaler Solidarität bei – Sport war für ihn Teil einer zionistischen Weltanschauung.

Rakefet Sela-Sheffy setzt sich mit der Dualität auseinander, welche die Geschichte der Jeckes in Israel von anderen Einwanderergruppen unterscheidet. Wie die Autorin belegt, ist das Narrativ der kulturellen Fremdheit nicht erst nachträglich Teil des kollektiven Selbstverständnisses der Jeckes geworden, sondern diente ihnen von Anfang an zur Konstruktion ihrer Identität innerhalb des Jischuw und damit zur Demonstration ihrer Überlegenheit über andere Gruppen, die innerhalb der jüdischen Einwanderergesellschaft Palästinas miteinander konkurrierten. In diesem Zusammenhang weist Sela-Sheffy insbesondere darauf hin, dass viele derer, die sich in Palästina als Jeckes profilierten, tatsächlich aus Familien stammten, die sich erst relativ kurz zuvor, aus Osteuropa kommend, in Deutschland akkulturiert hatten.

Anja Siegemund ergänzt diese Befunde mit einer Untersuchung, die drei linksliberale politisch engagierte Jeckes – Felix Rosenblüth, Moritz Bileski und Gustav Krojanker – fokussiert. Sie zeigt auf, dass deren politische Einstellung in der vorstaatlichen Periode auf einem spezifischen deutsch-jüdischen und deutsch-zionistischen Kontext beruhte, den sie in die Politik des Jischuw einzubringen suchten, mit dem Ziel, die jüdische Gemeinschaft in Palästina als »Bürgergesellschaft« neu zu konfigurieren.

»Bürgerlich«, wenn auch auf eine andere Weise, sind auch die für die eingewanderten deutschsprachigen Hausfrauen verfassten Haushaltsratgeber und Kochbücher, mit denen sich *Viola Rautenberg-Alianov* befasst. Auch hier finden sich die Spannung zwischen alter und neuer Identität sowie widersprüchliche Antworten auf die Frage, wie man mit Traditionen von »dort« im neuen Leben »hier« umgehen soll. Teils raten sie an, von den aus Europa gewohnten Speisen Abstand zu nehmen – stattdessen solle man auf die »gesunde Palästina-Küche« umstellen, die zudem günstiger und weniger aufwendig in der Zubereitung sei. In einem anderen Ratgeber hingegen werden Frauen ermutigt, die Lebensform der deutsch-jüdischen Diaspora in Palästina aufrechtzuerhalten. So kommt es, dass in manchen Texten die Küche als Ort der Erneuerung und in anderen als ein Ort der Bewahrung konstruiert wird.

Christian Kraft untersucht die Geschichte zweier deutscher Synagogengemeinden im Jerusalemer Stadtviertel Rechavia, wobei ausführlich auf die Konflikte eingegangen wird, die diese Institutionen bezüglich ihrer Gebets-traditionen untereinander austrugen. Dabei berichtet der Autor nicht nur von dem Versuch des Transfers des deutsch-jüdisch religiösen Erbes nach Palästina, er zeigt auch die Geschlossenheit dieser Parallelwelt der religiösen Jeckes zu Beginn der 1940er Jahre auf – zu einer Zeit, als ihre Ursprungsgemeinden schon der Zerstörung anheimgefallen waren.

II. Zur Kultur der Jeckes: Bücher, Bibliotheken, Archive

Nitsa Ben-Ari befasst sich mit der Geschichte der Übersetzungen deutscher Klassiker ins Hebräische. Ihre Analyse zeigt, dass die Auswahl der zu übertragenden deutschen Meisterwerke – was dazu gehört, ist natürlich umstritten – durch nichtliterarische Kriterien ebenso determiniert wurde wie durch literarische, da Übersetzungen in die komplexe Entwicklung der Beziehungen zwischen den beiden beteiligten Kulturen eingebettet sind. Doch untersucht Ben-Ari nicht nur, was übersetzt wurde, sondern auch wer übersetzte. Bis in die 1970er Jahre waren es vor allem israelische Schriftsteller und Dichter, die – zum Teil aus zionistisch-ideologischen Motiven und als Beitrag zur sich herausbildenden israelischen Kultur – fremdsprachige Texte ins Hebräische übertrugen. Erst danach begann das Zeitalter der professionellen Übersetzungen – zumindest in Israel ging dies einher mit dem Übergang von einer von Männern dominierten Domäne zu einem in der Hauptsache von Frauen ausgeübten Beruf. Ben-Ari weist darauf hin, dass, infolge eines rasanten Wandels des modernen Hebräisch, deutsche Klassiker immer wieder neu übersetzt wurden und werden, sowohl um sie den zeitgenössischen Generationen zugänglich zu machen, als auch um den sich wandelnden Vorstellungen davon gerecht zu werden, was als gute Übersetzung gilt.

Natürlich werden nicht nur Klassiker übersetzt. Sammy Gronemanns Komödien etwa nehmen bis heute einen prominenten Platz im Repertoire des israelischen Theaters ein. Es gibt kaum eine israelische Schulklasse, die

nicht früher oder später eine Aufführung der biblischen Komödie *König Salomon und Schalmaj der Schuhmacher* besucht – allerdings ohne notwendigerweise zu wissen, dass das Stück im deutschen Original *Der Weise und der Narr* hieß und von einem deutsch-jüdischen Zionisten verfasst wurde, der Rechtsanwalt, Schriftsteller, Dramatiker und Conférencier zugleich war. Obwohl er Zionist war, blieb er der deutschen Sprache und Kultur verhaftet, floh 1933 aus Deutschland und kam erst 1936 nach Tel Aviv. Wie *Jan Kühnes* Beitrag zeigt, verfolgte Gronemann mit seinen Theaterstücken eine aufklärerische Absicht, versuchte eine »geistige Erneuerung« zu bewirken, Xenophobie zu bekämpfen und zur Integration der verschiedenen Einwanderergruppen beizutragen; er verstand seine Stücke sozusagen als kulturellen Fährdienst zwischen Deutschland und Israel.

Die Beziehung zwischen »alter« und »neuer« Heimat wird von deutschsprachigen Schriftstellerinnen und Schriftstellern Israels immer wieder behandelt, wie *Judith Poppe* in ihrem Beitrag anhand von drei Beispielen ausführt. Einerseits macht sie deutlich, wie sehr alte und neue Heimat miteinander verzahnt sind, zum Beispiel, wenn in der Lyrik Jenny Alonis die alte und die neue Heimat einander zum einen als Orte der Ausgrenzung und der Bedrohung, zum andern als Orte der Sicherheit gegenübergestellt werden. Andererseits zeigt die Analyse Poppes, dass Heimat in der Literatur der von ihr untersuchten Werke kein gemeinsames Konzept darstellt. Die Emigration aus Nazideutschland und die Einwanderung nach Palästina/Israel führte nicht zu einer Vereinheitlichung der Wünsche, Sehnsüchte und Verletzungen, die an das Konzept Heimat gekoppelt waren.

Deutsch-jüdische Kultur findet sich aber nicht nur in Buchläden und auf der Bühne. Anhand einer detaillierten Analyse von Texten zu zwei deutschsprachigen Privatbibliotheken im israelischen »Exil« untersucht *Caroline Jessen* die symbolische Aufladung von Bibliotheken als Gedächtnis- und Erinnerungsorte, die zum einen die Rettung einer Tradition darstellen, zum andern den Emigranten zum Außenseiter abstempeln.

Stefan Litt, Fachreferent für deutsch- und andere fremdsprachige Bestände der Israelischen Nationalbibliothek, beschreibt die Sammlungsgeschichte der Archivabteilung, die seit mehreren Jahrzehnten zu den wichtigsten Anlaufstellen für Forscherinnen und Forscher auf dem Gebiet der jüdischen Geistes- und Kulturgeschichte zählt. Wie Litt betont, sind die Bestände des kleinen, doch sehr wichtigen Jerusalemer Archivs – mit den Nachlässen etwa von Martin Buber, Gershom Scholem, Stefan Zweig oder Leopold Zunz – für Recherchen auf dem Gebiet der deutsch-jüdischen Literatur, Philosophie und »Wissenschaft des Judentums« nahezu unerlässlich. Anhand von einigen Fallbeispielen zeichnet Litt die Wege beim Erwerb von Nachlässen nach. So erklärt er zum Beispiel, warum ein Teil der nachgelassenen Korrespondenz Stefan Zweigs bereits seit 1934 in den Sammlungen der Jerusalemer Nationalbibliothek aufbewahrt wird. Er erläutert auch, wie der Nachlass des Psychologen Moritz Lazarus kurz vor dem Zweiten Weltkrieg und jener von Leo-

pold Zunz, einem Doyen der »Wissenschaft des Judentums«, kurz nach dem Krieg nach Jerusalem gelangten.

III. Im Rahmen der Politik: Beziehungen, Beobachter, Besucher

Roni Staubers Analyse der deutsch-israelischen Beziehungen der frühen fünfziger Jahre beleuchtet anhand ausführlicher Archivrecherchen, warum es erst Mitte der sechziger Jahre zu einem Austausch von Botschaftern kam. Das Auswärtige Amt befürchtete, dass eine bundesdeutsche diplomatische Präsenz in Israel zu einer Anerkennung der DDR durch die arabischen Staaten führen könnte und damit deutsche Interessen erheblichen Schaden erleiden würden. So handelt *Staubers* Analyse von den Hintergründen einer fehlenden oder verzögerten deutschen diplomatischen Präsenz in Israel.

Dominique Trimbur untersucht die Zusammenstellung einer temporären bundesdeutschen Beobachterdelegation, die das Auswärtige Amt 1961 zum Eichmann-Prozess sandte, und die Beweggründe Israels, die Anwesenheit dieser inoffiziellen Delegation zu akzeptieren. Außerdem stellt er die Frage, ob und welchen Beitrag diese Delegation zu den deutsch-israelischen Beziehungen geleistet hat. Auch wenn er zu dem Schluss kommt, dass diese Präsenz keine bedeutende Rolle für die Aufnahme diplomatischer Beziehungen gespielt hat, misst er der Tätigkeit innerhalb der westdeutschen Delegation einen bemerkenswerten und nachhaltigen Einfluss auf einige ihrer Mitglieder zu.

Robin Streppelhoff untersucht die Rolle, welche die Präsenz deutscher Sportler im Israel der späten sechziger Jahre für die Entwicklung der deutsch-israelischen Beziehungen spielte. *Streppelhoff* zeigt, dass in den israelisch-deutschen Sportbeziehungen positive Grundlagen gelegt werden konnten, die in anderen kulturellen Bereichen zu dieser Zeit noch nicht möglich waren. Vielleicht hing dies damit zusammen, dass Sport als unpolitisch, als leichte Unterhaltung galt, von der Vergangenheit unbelastet. Möglicherweise war das Publikum beim Sport außenpolitisch weniger kritisch. Hatte der Sport, als physisches Medium, einen internationaleren Charakter und wurde damit weitaus weniger mit Sprache und Kultur in Verbindung gebracht?

Simone Evelyn Heil befasst sich mit der Bedeutung des Jugendaustauschs für die bilateralen Beziehungen zwischen Israel und Deutschland, wobei ihr Beitrag primär die Schüleraustauschprogramme zwischen den Städten Köln und Tel Aviv sowie Bremen und Haifa fokussiert. Aufgrund ausführlicher Interviews kommt sie einerseits zu dem Schluss, dass die Perzeptionen der Austauschteilnehmer vor allem von der zeitgenössischen politischen Umwelt beeinflusst wurden, und andererseits, dass individuelle Austauscherebnisse in der Jugend sich später durchaus auf die deutsch-israelischen Beziehungen auswirken konnten, da ehemalige deutsch-israelische Jugendaustauschteilnehmer mitunter einflussreiche politische Positionen errangen. Hingegen befindet sie den potenziellen Beitrag von deutschen Jugendlichen als Frie-

densvermittler, etwa in trilateralen deutsch-jüdisch-palästinensischen Begegnungen, als wenig förderlich, ja problematisch.

Schon 1997 hat *Moshe Zimmermann* darauf hingewiesen, dass seit Ende der 1970er Jahre das Image der Deutschen in der israelischen Öffentlichkeit kontinuierlich positiver geworden war.⁶ In seinem hier vorliegenden Beitrag belegt Zimmermann anhand von eindrucklichen Beispielen, die regelmäßig stattfindenden Meinungsumfragen entnommen sind, dass in den fünfzehn Jahren seit Erscheinen des zuerst genannten Aufsatzes die israelischen Sympathien für Deutschland weiterhin zugenommen haben, während das Image der Israelis in der deutschen Öffentlichkeit so negativ ist wie nie zuvor. Wie aus Zimmermanns Analyse hervorgeht, ist diese Asymmetrie dadurch entstanden, dass die Beziehungen zwischen den beiden Gesellschaften immer weniger durch den Umgang mit der Geschichte des Holocaust als vielmehr von aktuellen politischen Konstellationen geprägt sind.

So weicht die Vergangenheit der Gegenwart.

José Brunner, Herbst 2012

6 Moshe Zimmermann, Chamelion and Phoenix – Israel's German Image, in: *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte* 26 (1997), 265–280.